

(Nachdruck verboten.)

7 Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franko.

„Bist Du es Julchen?“

„Ja, ich bin es,“ flüsterte Julie, deren Gesicht unter dem schwarzen Tuch, das ihr den Kopf bedeckte, kaum zu erkennen war. Ich hörte Dein Gespräch mit den Kindern und merkte, daß sie sich entfernten. Da wußte ich, daß Du allein bist, und wagte es, anzuklopfen. Ich möchte nicht gern mit Deinem Manne zusammentreffen.“

„Er ist nicht zu Hause, er ist ins Offizierskasino gegangen.“

„Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen, Angela,“ sagte Julchen erschrocken.

„Es war nicht möglich, ihn aufzuhalten. . . Nun, und was giebt's bei Dir Neues?“

„Ich kann Dich beruhigen, meine Liebe. Von Sternberg kamen keine weiteren Nachrichten. Wenn etwas Schlimmes vorgefallen wäre, so hätte er telegraphirt.“

„Ich danke, Julchen, vom ersten Augenblicke an vermuthete ich, daß nichts dahinter steckt. Du hast recht, er hätte sonst telegraphirt. Willst Du ein Glas Thee haben?“

„Ich danke, ich bin nur hier einen Moment herübergekommen. Nun gehe ich wieder, ich möchte nicht, daß man mich heute hier sieht. Auch könnte Dein Mann zurückkommen und mich hier treffen. Gute Nacht also!“

„Gute Nacht, Julchen! Und sollte was Neues vorkommen. . .“

„Nun, natürlich, dann lasse ich es Dich gleich wissen. Gute Nacht!“

Julie schloß ganz leise die Thüre und verschwand wie ein Schatten. Angela ging jetzt in die Küche, wo der Soldat eher der Köchin Marie als den Kindern eine äußerst lustige Geschichte von dem Kampfe einer Katze mit einem Bären erzählte und jeden Augenblick Ausbrüche lauten Gelächers hervorrief. — — —

Als der Hauptmann Angarowicz ins Offizier-Kasino kam, traf er in der That keinen einzigen Bekannten. Im Kasino waren einige Offiziere anwesend. Einige spielten Billard, andere verzehrten ihr Abendessen, und um den Zeitungstisch wurde ein lautes Gespräch geführt, das öfter von Gelächter und derben Flüchen unterbrochen wurde.

Der Hauptmann trat an den Tisch heran und stellte sich den Kameraden vor.

Alle wußten schon um seine Veretzung aus Bosnien nach Lemberg, manche hatten ihn schon am Morgen im General-Kommando beim Rapport gesehen. Lärmend und grüßend umringten sie ihn, drückten ihm die Hände, beglückwünschten ihn in der neuen Stellung, wünschten ihm baldige Beförderung. Bald wurde er zum Mittelpunkt eines sehr lebhaften Gesprächs. Man befragte ihn über die Dienstverhältnisse in Bosnien, über bekannte Offiziere, die dort weilten, man erinnerte sich der verschiedensten Abenteuer. Der Hauptmann bestellte einen Korb Wein, um mit den neuen Kameraden Bruderschaft zu trinken.

„Ist der Lieutenant Redlich in Dienst, daß ich ihn hier nicht sehe?“ fragte Angarowicz.

„O nein, er kommt bald!“

„Und in der That, noch war der Wein nicht auf dem Tisch, als Redlich eintrat.“

„Soeben war von Dir die Rede!“ schrie man ihm zu.

Redlich, augenscheinlich an den hier herrschenden Lärm gewöhnt, nahm langsam, methodisch, ohne sich umzublicken, seine Brille herunter, ohne die er auf drei Schritte Entfernung nichts sehen konnte, und die jetzt beim Uebergang von der kalten Luft draußen in das warme Zimmer angelauten und ganz undurchsichtig war; er legte die Brille auf den Tisch, that Mantel und Säbel ab, wuschte dann mit dem Sacktuch die Brille rein und setzte sie wieder auf.

„Redlich! Redlich!“ riefen die Kameraden. „Hier ist eine Dame, die nach Dir fragt und behauptet, daß Du sie lange schon ganz genau kennst!“ Laute Lachsalven begleiteten diese Worte.

„Ich kenne viele Damen,“ antwortete Redlich langsam

und ernsthaft, „doch braucht mich keine hier zu suchen. Jede weiß, wo sie mich, ohne viel zu fragen, finden kann.“

„Ich bin diese Dame, alter Freund!“ rief Angarowicz, ihm mit offenen Armen entgegengehend. „Was! Kennst Du mich nicht mehr?“

„Anton! Alter Bosniak!“ rief Redlich, und die beiden Freunde lagen einander in den Armen.

Man brachte Wein, und die ganze Gesellschaft ging in den Restaurationsaal. Lärmen, Geräusch, Gläserklirren erfüllten den Raum. Man begann zu toastiren, anfangs ernsthaft, dann humoristisch, dann wurden Lieder gesungen und Klavier gespielt. Angarowicz ging mit Redlich, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, Arm in Arm auf und ab. Sie waren Kollegen noch von der Schulbank her, waren gleichzeitig in den Militärdienst getreten, hatten gleichzeitig das Offiziers-Examen gemacht. Sie hatten also genug gemeinsame Erinnerungen. Traurige und lustige Jugenderinnerungen wurden aufgesprochen und über alle wurde herzlich gelacht. Ab und zu rief man beide an die Tafel, wenn ein neuer Redner oder Sänger sich mit einem Toaste oder einer musikalischen Leistung produziren wollte.

Der von Angarowicz bestellte Wein war längst getrunken und der Hauptmann wollte einen zweiten Korb bestellen, aber die Kameraden wollten nicht darauf eingehen, und nahmen ihrerseits das Recht und die Pflicht in Anspruch, ihren neuen Kollegen zu bewirthen. Es herrschte allgemeine Heiterkeit, und Hauptmann Angarowicz war so hingerissen, so entzückt und freudestrahelnd, daß er den Befehl Angela's — bald nach Hause zu kommen — ganz vergaß. War es denn auch möglich? Hätten sie ihn gehen lassen? Gewiegt auf den Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit, fühlte er sich so glücklich, zufrieden und heiter, wie selten im Leben und segnete im Geiste den heutigen Tag als den glücklichsten, an angenehmen Eindrücken reichsten seines bisherigen Lebens.

Doch plötzlich geschah etwas, was vor einem Augenblicke noch niemand erwartet hätte, was jeder in dieser lustigen Gesellschaft für ein Ding der Unwahrscheinlichkeit oder gar der Unmöglichkeit gehalten hätte. Was war es eigentlich, das geschehen war? Niemand wäre im stande gewesen, dies deutlich zu bezeichnen. Es war, als hätte ein Dämon mit unsichtbaren Flügeln die Versammlung gestreift, als hätte sich eine winzige, häßliche Fliege in diese Stätte der Freundschaft geschlichen, über den Häuptern der Versammelten ganz leise, leise, beinahe unhörbar gemurrt und mit diesem Summen dennoch in den Herzen aller Anwesenden ein Echo nachgerufen.

Mit einem Male war alle Herzlichkeit und Lustigkeit wie weggeweht. Eine kühle Atmosphäre der Gezwungenheit verbreitete sich im Saale. Abgerissenes, geheimnißvolles Flüstern unterbrach das laute Gelächter, schiefe Blicke sah man nach allen Seiten hin schießen. Unmerklich und doch unzweideutige Mienen, halb ausgesprochene, scheinbar unschuldige Wörter flogen von einem Ende des Saales zum andern, gleichsam Verständigungs-signale in einer Sache, die niemand laut bei ihrem Namen nennen wollte. Was war es? Woher kam es? Welchen Zweck hatte es? Niemand sprach es aus, niemand war im stande, es zu verdeutlichen, und doch fühlten alle, daß es etwas Häßliches, Unangenehmes, ja im höchsten Grade Unangenehmes war.

Der Hauptmann merkte anfangs gar nichts. Der Wein und die Freude rumorten ihm im Kopfe. Bald jedoch fühlten seine stark angespannten und daher sehr empfindlichen Nerven die Veränderung, der die ihn umgebende gesellschaftliche Atmosphäre unterlegen war. Und als diese Empfindung zu seinem Bewußtsein gelangte, blickte er verwundert in Kreise umher. Die ganze Versammlung war wie umgelautet.

Diejenigen, die noch vor einer Weile seine Hand gedrückt, ihn ihrer Freundschaft versichert hatten, sahen jetzt steif da mit erstorbenen Lächeln auf den Lippen oder gingen verlegen auf und ab, als wollten sie so bald als möglich diesen Raum verlassen, und nur das Deforum hielt sie davon ab, es gleich zu thun. Die Jüngeren bildeten, theilweise schon betrunken, lärmende Gruppen im nächsten Zimmer. Von dort drangen Fragmente zynischer Erzählungen, von lautem Lachen unterbrochen, an sein Ohr. Was aber am sonderbarsten schien, das war der Umstand, daß sowohl von diesen Gruppen als auch

von den älteren Kameraden, die bei Tische saßen oder im Zimmer herumgingen, eigenthümliche, heimliche, verdachtvolle Blicke in der Richtung nach ihm flogen, daß sein Auge halb verächtliche, halb mitleidige Mienen erblickte, die unzweifelhaft ihm galten. Obwohl niemand ihn zu meiden schien, so fühlte er doch, sobald er einer Gruppe näher trat, daß das Gesprächsthema geändert wurde, daß man geheime Zeichen mit einander austauschte. Langsam, doch mit erschreckender Klarheit drang sich seiner Seele die Gewißheit auf, daß sich um ihn eine sonderbare Leere, eine drückende, unangenehme, tödtliche Atmosphäre bilde. Was es war, konnte er nicht errathen, und fühlte doch, daß es ihn unsäglich kränkte. Er setzte sich in eine Sopha-Ecke, um seine Gedanken zu sammeln und über seine Lage nachzudenken. Sein erster Gedanke war: Vielleicht ist es bloße Einbildung? Vielleicht sehe ich Gespenster und ängstige mich vor den Gebilden meiner eigenen Phantasie?

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Greuel.

Afrika ist jetzt das große Divisions-Objekt für die europäische „Zivilisation“. Freilich, ein jedes Gleichniß hinkt, und das Thier, welches bei lebendigem Leibe zerschnitten wird, ist das Opfer eines höheren, idealen Interesses — es dient durch seine Leiden den Zwecken der Wissenschaft nicht bloß, sondern auch der Humanität. Aber wo ist bei der Division Afrika's das höhere, ideale Interesse? Wissenschaft? Die Vertreter der Wissenschaft, die Forscher, welche den dunklen Erdtheil erschließen wollen, und in seinem Schooß die Antwort auf so manches Räthsel der Geologie, der Ethnographie etc. suchen — sie sind alleammt außer sich über die jetzt modische „Kolonisation“, welche die Bewohner Afrika's, so weit sie nicht ausgerottet werden, nur erbittert, in jedem Europäer einen Feind, einen Verbrecher erblicken läßt, und sie körperlich und geistig verheert. Die wissenschaftliche Erforschung Afrika's, darin stimmen sämtliche unabhängige Männer und Frauen der Wissenschaft — denn auch Frauen sind an dem Werke theilhaftig — überein, ist durch die sich Kolonialpolitik nennende internationale Ränderpolitik außerordentlich erschwert, um lange Jahre zurückgeworfen worden. Wo vor dreißig, vierzig Jahren der sich menschlich und gefittet benehmende Europäer suchlos den Fuß hinsetzen konnte, überall kindlicher Neugier und kindlichen Vertrauen begegnend, da muß jetzt jeder Fußbreit Landes gewaltsam erkämpft werden. Und wer heute, wie es vor länger als einem Menschenalter Livingstone that, als einzelner Reisender den riesigen Kontinent durchqueren wollte, auf die naturkundliche Gasfreundschaft der Eingebornen bauend — der würde sein Unterfangen am ersten Tag, nachdem er über die Tragweite der Zivilisations-Mordwaffen hinaus ins Innere sich gewagt hat, mit dem Leben zu zahlen haben, und zwar zur Sühne von Verbrechen, welche die europäischen Kolonisten und Zivilisatoren verübt haben und Tag für Tag weiter verüben. Die angeblichen Vortheile, welche die Kolonialpolitik der Kultur gebracht haben soll, lösen sich bei näherer Betrachtung in blauen Dunst auf. Das Nützliche, was in Wirklichkeit zu verzeichnen ist: wissenschaftliche Entdeckungen, Antknypfung von Handelsbeziehungen, Errichtung von Schulen und anderen Kulturanstalten — das alles wäre auch ohne diese sogenannte Kolonialpolitik zu stande gekommen, und zwar in viel weiterem Umfange — und die Zivilisation, welche thatsächlich auf Syphylisation der Eingebornen hinausläuft, wäre nicht in Schmutz gezogen worden. In Schmutz gezogen durch Vertreter aller sogenannten Kulturenationen; denn wenn wir von afrikanischen Greueln reden, so reden wir nicht von den Unthaten einer einzelnen Nation, sondern von dem internationalen Wettrennen des Raubmords und der Brandstiftung, das der internationale Kapitalismus in seiner Beutegier veranstaltet hat, weil die Kulturländer der alten und neuen Welt seiner vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Habgucht nicht mehr genügen. Da hat keine Nation der anderen etwas vorzuwerfen, und jede kann, wenn die haarsträubenden Berichte der Messelien und Mordbrennereien, welche die afrikanische Kolonialpolitik ausmachen, durch die Presse gehen, zu sich sagen: Fabula de te! Was da erzählt ist, einerlei, welcher Nation die Verbrecher angehören, könnte auch von den Angehörigen deiner Nation verübt sein. Denn die Einen treiben es so schlimm wie die Anderen.

Heute wollen wir uns nicht mit deutschen, nicht mit französischen, nicht mit belgischen und portugiesischen Africaneerien beschäftigen, sondern mit englischen. Nicht als wollten wir in diesem internationalen Wettrennen der niedersten menschlichen Eigenschaften und Triebe den Engländern den Preis zuerlassen. In diesem Wettrennen haben sich Alle die Palme verdient — es herrscht Gleichheit der Befähigung und der Anstrengung.

Und den Engländern muß sogar der mißerende Umstand zugebilligt werden, daß sie in Südafrika die Grundlage für eine zukunftsreiche Staatenbildung gelegt haben. Desto greller tritt aber auch dort auf der anderen Seite die verderbliche Wirkung des Kapitalismus zu tage, der in Herrn Rhodes seinen rücksichtslosesten Agenten (und nebenbei in dem Talmihelden Dr. Jameson einen unvergleichlichen Hanswurst) gefunden hat.

Wir wollen hier nicht auf den verunglückten „Einfall“ des

besagten Hanswurstes zurückkommen; auch nicht auf die unwürdige Komödie, zu welcher der sehr ernsthafteste Banditenstreich dieses Hanswurstes in England den Anlaß gegeben, und in welcher Komödie das englische Parlament eine so unwürdige Rolle gespielt hat, wie nur jemals irgend ein Parlament. Und das will viel sagen. Was wir ins Licht stellen wollen, ist die zerstörerische, mörderische Wirkung des Kapitalismus, der, um seiner wahnsinnigen Profitguth zu fröhnen, ganze Volksstämme dahin rafft und seinem Doppelgott: Moloch-Mammon „Menschenopfer ungezählt“ bringt. Und Volksstämme dahinrafft, die — das soll nicht die moralische Schuld steigern; das betonen wir, um die Kulturfeindlichkeit des Kapitalismus zu zeigen — Volksstämme, die körperlich und geistig hoch veranlagt sind und eine gewisse Aehnlichkeit mit den Germanen haben, als diese an die Pforten des römischen Weltreichs zu pochen begannen.

Die Greuel des Matabele-Krieges, richtiger der Matabele-Abschlachtung — aus sicherer Ferne, vermittelt Raschinentanonen — ist in frischem Gedächtniß. Was die Kugeln und die dem Blutbad folgenden Seuchen verschonten, das ward dem Hungertod geweiht. Dem natürlichen und dem künstlichen Hungertod, obgleich auch der natürliche — in Folge der Minderpest, die das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen zerstörte, — durch die Handlungen des Rhodes und seiner Leute herbeigeführt war. Immerhin ist ein Unterschied. Und der künstliche Hungertod ist's, von dem jetzt die Rede sein soll — der künstliche Hungertod als notwendige, berechnete Wirkung einer durch berechnete vorbereitete Maßregel künstlich geschaffenen Hungersnoth. Wir geben das Wort einer klassischen Zeugin, Miß Harriet Colenso —, der edlen Tochter des verstorbenen südafrikanischen Bischofs Colenso, der sein Leben lang für die unglücklichen Eingeborenen und eine menschliche Behandlung derselben gekämpft hat, und dessen Werk von seiner, des Vaters würdigen Tochter fortgesetzt wird. Als Schriftstellerin und Agitatorin unermüdet, hielt Miß Colenso voriges Jahr in England, wo sie sich nur vorübergehend aufhält, einen Vortrag über die Zustände in Südafrika. Sie verglich diese mit den Zuständen in Indien und sprach u. a. von der künstlichen Hungersnoth, die 1896/1897 im Matabeleland geschaffen worden sei. Deshalb heftig angegriffen, antwortet sie im Londoner „Social-democrat“:

In Südafrika — darin haben meine Angreifer recht — giebt es immer irgendwo Hungersnoth. Diese entsteht aber entweder durch Wassermangel, oder durch Heuschrecken, oder durch Viehseuchen. An der Küste und wo Eisenbahnen sind, ist es jedoch stets möglich, durch Einfuhr von Nahrungsmitteln der Noth abzuhelfen. Bei mehreren Gelegenheiten war ich zu meiner Freude selbst Zeuge, daß in Natal und dem britischen Zululand erfolgreiche Bemühungen gemacht wurden, Hilfe zu leisten; Thatsache ist, daß Präsident Krüger, so viel Getreide wie er nur konnte, durch Manlesel-Züge in die nördlichen Distrikte schickte, wo, wie er nach einer Inspektionstour feststellte, „unbeschreibliches Elend und schrecklicher Mangel“ unter den Eingeborenen herrschte. Viele Tausende leben von Wurzeln und Beeren.“ (Siehe „Daily-Telegraph“, Korrespondenz vom 30. Oktober 1896.)

Und nun füge ich einige Beispiele aus dem reichen Beweismaterial an, das meine Behauptung, für welche ich die Verantwortung vollauf übernehme, bekräftigt — für die Behauptung, daß die Briten die Hungersnoth unter den Matabelen vorbereitet, ihr den Weg gebahnt haben. (have paved the way).

Mr. Selous (kolonialpolitischer Chauvinist. Ann. d. U.) schreibt von Buluwayo aus am 26. August 1896 in folgender Weise über die Verhältnisse der Eingeborenen des Westens, Nordwestens, Nordens, Nordostens und Ostens: „Alle eingezogenen Erkundigungen lassen sich darin zusammenfassen, daß der größte Theil dieses Volkes jetzt schon an Nahrungsmangel leidet, weil das ganze Vieh oder doch fast alles an der Minderpest gestorben ist und eine große Menge des Getreides, mit dem die Leute jährlich unterstügt werden, von den Weißen weggenommen und vernichtet wurde. („Sonnenschein und Sturm in Rhodesia“, S. 251.) In der „Times“ vom 20. Juli 1896 ist zu lesen: „Der Eingeborenen-Kommissar Thomas kam gestern (27. Juli) von Inyama Endblovu, 30 engl. Meilen nordwestlich von Buluwayo, zurück; er war bei einer Expedition zur Einsammlung von Getreide. Sein Gefolge . . . bestand aus 90 „Jungen“ Colebranders, die aber nur 5 Pferde und 4 Wagen bei sich hatten. Herr Thomas „sammelte“ ungefähr 1300 Säcke Getreide. . . Davon schickte er in den Wagen 280 Säcke nach Buluwayo und vernichtete, strengen Befehlen gehorchend, den Rest, im Werth von (nach den laufenden Preisen) 12500 Pfd. Sterl. In Folge der Vernichtung des Getreides droht unmittelbar Hungersnoth (famine is imminent) und wenn die Rebellen hereinkommen (und sich ergeben), wird es ganz unmöglich sein, sie auch nur einen Tag zu ernähren.“ (Meuter's Special Service, Buluwayo, 28. Juli.)

Eine Ahnung von dem, was folgte, kann man aus einem Interview mit Mr. Colebrand, veröffentlicht in dem „Globe“ vom 23. November 1896, bekommen. Mr. Colebrand nimmt eine hohe amtliche Stellung ein. „Jetzt — so sagte er — da Mr. Rhodes abgereist ist (nach England), habe ich allein den Befehl über die Matappos. . . Ich habe meinen Bruder und zwei Schwager zu Eingeborenen-Kommissären ernannt.“ Nach dem Bericht des Interviewers, der aus Buluwayo den 19. Oktober datirt, sagte Herr Colebrand weiter: „Viele werden einen harten Kampf haben, die Regenzeit zu überleben. . . Diesen Morgen hätten Sie

in der Nähe der Branerei Zeuge eines entsetzlichen Schauspiels sein können. Ungefähr 200 Frauen und Kinder gruben das todte Vieh, welches die Municipalität dort hatte verscharren lassen, aus der Erde heraus, um es als Nahrung zu verwenden. Denken Sie, sie kochten das Fleisch, die Häute und Knochen des an Kinderpest gefallenen Viehs! Viele werden nach dem Genuß solch giftigen Stoffes sterben! Wenig Menschen haben einen Begriff, wie groß das Elend schon jetzt in unserem Lande ist, und es wird im nächsten Jahre für viele noch schlimmer werden — namentlich für alle, die jetzt flüchtig herumirren und ihre Gärten nicht bebauen. Viele leben jetzt noch von getrockneten Wurzeln und während des Regens werden sie nichts haben als wilden Spinat.“ (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Ueber den Ursprung des Wortes „chic“. Dieses Wort, das von den verschiedensten Nationen in letzter Zeit so häufig angewendet wird und das eigentlich weder der einen noch der anderen Sprache entlehnt zu sein scheint, giebt einer französischen Zeitschrift Veranlassung, sich folgendermaßen auszulassen: Wohl kennt man schon lange dieses kleine Wörtchen wie auch dessen Bedeutung, doch würde man nur schwer anzugeben vermögen, wann oder bei welcher Gelegenheit es entstanden ist. Manche wollen behaupten, daß es von einem Schüler des berühmten Malers David stamme, der „Chic“ hieß und dessen Bilder eine so eigenartige Feinheit in der Ausführung zeigten, daß seine Kameraden sie auf den ersten Blick erkannten, und wenn sie den besonders sorgfältig gearbeiteten Bildern anderer Maler Anerkennung zollen wollten, einfach erklärten, daß sie überaus „Chic“ ähnlich sähen. So hat sich das Wort auch auf vieles andere übertragen. Diese Erklärung hat nun manches für sich, doch scheint man das fragliche Wörtchen auch schon lange vor der Zeit Jakob David's gekannt zu haben. Im XVII. Jahrhundert trifft man es bereits an. Es wurde damals als eine Verklärung des Wortes „chicane“ gebraucht. So sprach man von einem tüchtigen Rechtsanwalt und Bertheidiger, wenn man die Klugheit und Feinesse seines Vorgehens besonders hervorheben wollte: „Er hat Chic.“ Andere wieder suchten den Ursprung dieses Wortes in Deutschland. „Schick“ soll dort so viel heißen wie „Geschicklichkeit“; dieser Ausdruck hat dann den Rhein passiert und ist von uns angenommen worden. Albert de la Fitzlière meint gar, daß das Wort aus dem Spanischen stamme, und zwar von „chico“ — „chicito“, das soviel bedeutet als „klein“ — „niedlich“, hergeleitet wird. Wo nun aber auch der wahre Ursprung dieses kurzen und doch so viel-sagenden Wortes zu suchen sein mag, jedenfalls giebt es kaum einen anderen Ausdruck, der so verschiedene Bezeichnungen in sich zusammenfaßt wie das Wörtchen „chic“. Schönheit, Grazie, Geschmack, Eleganz, Apathie — alles dies und noch viel mehr liegt darin enthalten.

Literarisches.

— Preisausschreiben für ein Ballet-Textbuch. In der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ schreibt Johann Strauß einen Preis von 4000 Kronen für das beste Ballet-Textbuch aus. Das Ballet, das in der Wiener Hofoper zur ersten Aufführung gelangen wird, soll eine Spieldauer von 1 3/4 Stunden nicht überschreiten. Choreographische Ausführung wird nicht verlangt, wohl aber ein genaues Szenarium. Einsendungen sind mit dem Vermerk „Zur Ballet-Preiskonkurrenz“ bis spätestens 1. Mai d. J. an die Redaktion der „Wage“ (Wien IV, Heugasse 18) zu richten. Die Entscheidung erfolgt am 1. August d. J. —

Theater.

Die englische Gesellschaft Robertson vom Londoner Lyceum-Theater führte nach dem „Hamlet“ ein modernes Salonstück, Pinero's bekanntes Schauspiel „Die zweite Frau Lanqueray“ auf. Dies Stück ist allen reisenden Schauspielerinnen ans Herz gewachsen; denn es enthält in der Gestalt der Frau eines Gentleman, vor der plötzlich die Vergangenheit drohend aufsteigt, eine Virtuosenrolle, die ein Allelei von Kunststücken gestattet.

Ferr Forbes Robertson spielte den Gatten der Dame, die einen Hauch von Zigeunerei an sich hat. Diese Figur tritt vor der Rolle der Frau weit zurück. Frau Campbell stand also diesmal im Vordergrund. Wiederum ist es, als sei der Kunstverstand dieser Engländer reicher, wie ihr Temperament; sie entfalten eher geistvolle Feinheit, als ursprüngliche, zündende Kraft. Besonderen Werth legen sie ganz offenbar auf Stimmungen von malerisch-intimem Reiz.

Das äußere Gebaren wird bei ihnen sorgsam studirt. Sie legen Werth auf dekorativen Geschmack, dekorative Harmonie. So ist ein Schimmer künstlerischer Eleganz, nicht so sehr künstlerischer Größe über das wohlgeschulte Ensemble gebreitet. Man hätte sich's gerade von Engländern anders versehen können.

Sie werden noch in einer Tragödie Shakespeare's auftreten, die kraftvolle Töne verträgt, im „Macbeth“. Dann sei ein Rückblick auf den Besuch unserer englischen Gäste gestattet!

Leopoldine Stolberg feiert heute im Schauspielhause ein Jubiläum. Am 9. März vor fünfundsiebenzig Jahren war sie aus ihrer bayerischen Heimath ans Berliner Hoftheater gekommen. In Würzburg war sie vorher eine kurze Zeit engagirt. Damals schien es, als sei ein neuer Stern aufgegangen. In der deutschen Schauspielkunst hatte der idealisirende, getragene Ton noch

vorgeherrschet, und Klara Ziegler reiste im Triumph durch die deutschen Städte. So spielte denn auch Leopoldine Stolberg im Ensemble des Berliner Schauspielhauses eine nachdrückliche Rolle. Der Gegensatz in den achtziger Jahren, das Aufstehen des neuen Realismus wurde für die bisher übliche Heroinnenweise ein förmliches Schicksal. An die Wand gedrückt war die Kunstweise von ehedem, und Frau Stolberg wie der Stil, dem sie anhing, verlor immer mehr an Bedeutung! So begegnet man ihrem Namen nicht mehr so häufig auf dem Theaterzettel, wie vordem; und in tragenden Rollen äußerst selten. Dem Minen, wenn seine Art vorüber, sicht auch die Mitwelt häufig keine Kränze. —

Kunst.

— Ueber Innendekoration sprach am Montag Abend Direktor Jessen im Hörsaal des Kunstgewerbe-Museums. Er wendete sich vor allem gegen die Unsitte, mit schlechten Nachahmungen dem Schein zu fröhnen und nur das Schön zu finden, was gerade Mode ist und was der Nachbar auch hat. Es ist widersinnig, Krüge aufzustellen, aus denen man nichts einschenkt, und Becher zu kaufen, aus denen man nicht trinkt. Ebenso sind die Chromobilder und ähnliche Surrogate für Kunstwerke nicht zur Bildung des Geschmacks geeignet. An ihrer Stelle sollte man eine Lithographie oder ein anderes Schmuckstück verwenden, das immer mehr künstlerische Persönlichkeit besitzt, als Delbruckbilder und andere Fabrikwaaren. Leider haben wir in unseren öffentlichen Gebäuden sehr wenig Beispiele dekorativen Könnens. Meistens geht es den Künstlern, die öffentliche Gebäude ausschmücken sollen, wie den Malern, die im Pariser Stadthaus nicht einmal die nächste Umgebung ihrer Gemälde abändern, übermalen dürfen, damit sich die dekorative Wirkung der Gemälde hebe. Auch liegt es zum großen Theil daran, daß oft die Mittel zur inneren Ausschmückung eines Hauses versagt werden, wenn der Bau im Rohen fertiggestellt ist. Die Hauptschuld ist aber darin zu suchen, daß die Architekten beim Entwerfen nicht die Maler und Bildhauer mitrathen lassen, sondern ihnen, wenn der Bau vollendet ist, die schwierigsten, nie zu lösenden Aufgaben stellen. Der Malerei und Bildhauerei sollte von vornherein ein Einfluß in der Anordnung des dekorativen Schmuckes zugestanden werden. Stets ist die weise Ausnutzung der vorhandenen Mittel zu bedenken. Nie sollte ein Thor eine überreiche Ausstattung erhalten, wenn das ganze Haus sonst jedes Schmuckes entbehrt. Alles muß harmonisch vertheilt werden. Fördernd für das dekorative Gefühl sind die Fassaden des Reichstags-Gebäudes, die Malereien von Prof. Gesellschaft im Zeughaus, die Böcklin'schen und Klinger'schen Gemälde und die Schöpfungen von dem Engländer Birnie Jones und dem Franzosen Puvion de Chavannes, in denen die ernste, ehrlichste und innerste Kunstempfindung zum Ausdruck kommt. Auch die modernen Pariser Medaillen und Plaketten, sowie die Medaillen aus der italienischen Renaissance, die wir im Münzkabinet des alten Museums finden, gelten als Muster dekorativer Vollkommenheit. Ferner kann man an den modernen Plakaten sein dekoratives Empfinden verbessern, denn sie gehen alle von eigenartigem Geschmack aus. Ueberhaupt muß der Muth zu einem persönlichen, zu einem eigenen Geschmack wiederkehren, sodas wir nicht nur stets das für schön finden, was der Kunstgewerbe, der Dekorator auf der Schule in antikisirenden Motiven gesammelt hat und uns aufischt, sowie das, was der Modegeschmack als ausländisch anpreist, sondern unabhängig davon schaffen und schmücken. —

— Die Münchener Jahres-Ausstellung 1898 im Glaspalaste wird am 1. Juni eröffnet und Ende Oktober geschlossen. Die Anmeldungen haben bis 30. April zu erfolgen, die Einsendungen vom 10. bis 30. April. Anmeldung korporativer Ausstellungen hat bis 1. April zu erfolgen. Eine rege Theiligung bedeutender Künstler-Korporationen steht in Aussicht, unter anderen haben die Beschickung der Ausstellung mit geschlossenen Kollektionen schon zugesagt die Düsseldorf'sche Sezession, die Dresdener Sezession und der Karlsruher Künstlerbund. —

Erziehung und Unterricht.

— Nachdem auf Grund der neuen Studienordnung für Frauen an österreichischen Universitäten bereits mehrere Frauen und Mädchen das medizinische Doktorat erwarben, legte nun an der Wiener Universität die erste Oesterreicherin die Lehramtsprüfung für Gymnasialfächer mit bestem Erfolg ab. Die Dame heißt Josefine Kammerling und ist von polnischer Nationalität. Sie bestand im Jahre 1891 die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung und studirte dann an der Wiener und der Züricher Universität. Jetzt bewirbt sie sich um eine Stelle an einer Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Krakau. —

Geographisches.

t. Ein neuer russischer Hafen im Eismeer. Soeben hat Rußland einen neuen Hafen eröffnet und dazu eine neue Stadt gegründet, welche beide einer bedeutenden Zukunft entgegengehen können, obgleich sie an der Küste des nördlichen Eismeres liegen. Der neue Hafen, der den Namen Kalharina erhalten hat, liegt an der Murmanischen Küste (russisch: Murman'skij Bereg) im nördlichen Theile der Halbinsel Kola. Als Murmanische Küste wird gewöhnlich die Uferzone von Rußisch-Lappland von der norwegischen Grenze bis zum Heiligen Kap (Svjatoi Nos) bezeichnet,

im besonderen noch der Theil von der Bucht von Kola bis zu dem genannten Kap. Der Name Murmanisch ist wahrscheinlich durch Verderbniß aus dem Worte Normannisch entstanden; er soll im 11. Jahrhundert einer Kolonie der Republik Nowgorod gegeben worden sein, welche in dieser Gegend die Normannen als nächste Nachbarn hatte. Die Küste ist steil und zerklüftet, besonders von der norwegischen Grenze bis zum Kola-Fjord, weiter nach Osten wird sie niedriger, sie ist von mehreren Fjorden und Buchten durchschnitten und durch mehrere Inseln geschüßt. Das Ufer ist von jedem Pflanzenwuchse entblößt, weniger weil die nördliche Grenze des Baumwuchses bereits überschritten wäre (die Annahme, daß dieselbe der norwegischen Grenze gegen Rußland entlang verlaufe, ist nicht zutreffend), sondern weil die Beschaffenheit der Felsen und die Heftigkeit der Seewinde die Vegetation nicht aufkommen lassen. Wo sich nur immer eine dünne Schicht von Humus findet, da erscheinen auch Bäume, natürlich Birken, deren Belsaubung freilich nicht sehr üppig ist. Eine Besonderheit der Murmanischen Küste, die sie von der gesammten übrigen nordrussischen Küste auszeichnet, liegt darin, daß sie stets eisfrei ist infolge der Nähe des warmen Golfstromes, der sich von hier aus nach den Inseln Nowaja Selnja wendet. Aus diesem Grunde eben hat sich die russische Regierung seit längerer Zeit mit der Absicht getragen, hier einen Kriegs- und Handels-hafen zu errichten. Der Hafen Katharina wird unter dem Schutze einer Insel gelegen sein, sehr günstig für die Lage der Schiffe. Die Stadt wird sich in einer malerischen Umgebung erheben, die aber einen völlig wilden Charakter trägt und sehr spärlich bevölkert ist. Man denkt auch bereits daran, den neuen Hafen durch eine Eisenbahn mit dem Eisenbahnecke von Finnland zu verbinden. Besondere Bedeutung aber wird von dieser Station am Eismeere für die Verbindung mit Sibirien erwartet. Bekanntlich haben die Engländer in jüngster Zeit die Pläne wieder aufgenommen, welche im 16. Jahrhundert zuerst Chancellor vertrat, nämlich durch das Weiße Meer einen Schiffsverkehr mit Rußland zu eröffnen. Man strebt ferner danach, die Mündungen der großen sibirischen Flüsse durch regelmäßige Schiffsahrt zu erreichen, um auf diesen in das Innere Nord-Asiens vorzudringen. Die Versuche des vorigen Jahres waren auch diesen letzten Plänen nicht ungünstig. Die Schiffe müßten mit Eisbrechern versehen sein, ähnlich denen, die auf den kanadischen Eeen den Verkehr vermitteln. Für die Entwicklung von Verkehrsverbindungen an der Küste des nördlichen Eismeeres muß der neue Hafen Katharina eine außerordentliche Bedeutung erlangen, und vielleicht ist ihm eine glänzende Zukunft beschieden. —

Physiologisches.

10. Warum sehen wir mit unserem Auge aufrechte Bilder? Bekanntlich werden die Gegenstände unserer Umgebung auf die Netzhaut unseres Auges in verkehrter Gestalt abgebildet, und es ist eine viel unstrittene Frage, wie das aufrechte Bild, das wir empfinden, eigentlich entsteht. Professor Stratton von der Universität in Kalifornien hat dazu einen interessanten Versuch an sich selbst gemacht, indem er acht Tage lang eine Maske trug mit Linsen vor den Augen, welche das umgekehrte auf die Netzhaut geworfene Bild in ein aufrechtes verwandelten, so daß er alle Gegenstände zunächst verkehrt sah. Er lernte es jedoch bald, die Gegenstände wieder in ihrer wahren Lage zu sehen. Als er die Maske nach Verlauf jener acht Tage abnahm, erschien ihm trotzdem alles aufrecht wie vorher. Stratton zieht daraus den Schluß, daß das Aufrechtsehen der Gegenstände die Folge einer geistigen Berichtigung ist, die wir unwillkürlich an dem auf die Netzhaut geworfenen Bilde vornehmen. —

Aus dem Thierleben.

— Der Mittelgutsbesitzer Dettner in Pombien besitzt seit mehreren Jahren ein zahmes Reh (Hinde), welches sich im Gebüß und Garten aufhält und als Nachtlager eine Kammer benutzt, welche sich auf dem Heuboden über dem Kuhstall befindet, zu welcher eine 7 Meter lange Treppe hinaufführt. Sobald der Abend hereinbricht, begiebt sich das Thier mit ein paar Sägen hinauf in sein Schlafgemach. In dieser Kammer hat das Thier bereits zweimal drei Junge geworfen und zwar jedesmal ein Wöckchen und zwei Nischen. Sobald die Thiere groß sind, führt die Alte sie hinaus in den Wald und kommt nach kurzer Zeit allein zurück. Im November vorigen Jahres nun hatte sich auch das alte Thier verloren und kehrte nicht mehr zurück. Man hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es auf irgend eine Weise sein Leben eingebüßt habe. Da an einem Sonnabend, in der Mittagsstunde, kam das verlorene glaubte Thier in voller Flucht in das Gebüß, suchte sich die Thür nach dem Heuboden auf und begab sich in sein altes Schlafgemach. Nach kurzer Rast war es wieder unten und bewegte sich sichtslos unter den Hofbewohnern umher. Da es am Sonntag gar nicht zum Vorschein kam, begab sich am Montag Herr Dettner zu der Lagerstätte desselben. Zu seiner größten Freude gewährte er, daß das getreue Thier wiederum drei Jungen das Leben geschenkt hatte, und zwar sind es diesmal drei muntere Wöckchen. — (Jbis.)

Technisches.

— Moderne Verkehrsmittel. In der Reihe der Städte mit hochentwickelten Verkehrsanlagen steht die Stadt

Glasgow mit obenan; sie kann gewissermaßen als ein Muster einer modernen Verkehrsstadt dienen; denn ihre Verkehrsmittel stehen in der That auf der Höhe der Zeit. Hat diese Stadt doch nicht weniger als drei Untergrundbahnen, und zwar ist die erste derselben schon seit zwölf Jahren im Betrieb. Sie zieht sich in einer Länge von fünf Kilometern mitten unter der Stadt hin und hat, ohne rollendes Material, etwa 14 Millionen Mark gekostet. Die zweite unterirdische Stadtbahn Glasgows ist erst seit 1 1/2 Jahren im Betrieb; ihr Bau hat 7 Jahre in Anspruch genommen, gegen nur 3 Jahre bei der ersteren. Diese Bahn ist aber auch 8 1/2 Kilometer lang und ihr Tunnel ist in Thon, Schlamm und Sand eingebettet. Trotzdem kostete sie nur etwa 35 Millionen Mark; und doch hat sie 13 bequem und elegant eingerichtete Stationen, die elektrisch beleuchtet und mit hydraulischen Aufzügen und Fahrflühen versehen sind. Alle Viertelstunden verkehrt ein Zug nach jeder Richtung; die Fahrdauer beträgt nicht ganz eine halbe Stunde. Im Gegensatz zu diesen beiden als Vollbahnen gebauten Schienenwegen, die auch dem Güterverkehr dienen, ist Glasgows dritte, erst ein Jahr im Betriebe befindliche Untergrundbahn eine Kleinbahn, welche mit endlosem Kabel betrieben wird. Sie bildet nämlich einen länglichen Ring von 10 1/2 Kilometer Länge, der aus zwei getrennten, eingelegten, zylindrischen Tunnelröhren besteht. Diese Bahn hat 15 Stationen; die Züge bestehen aus je zwei Wagen, welche zusammen 80 Personen fassen, und verkehren alle 3 1/2 Minuten. Die ganze Strecke wird in 35 Minuten durchfahren, und stellt sich der Preis dafür auf etwa 17 Pfennige. Der Bau dieser Bahn hat rund 22 Millionen Mark gekostet. Dieses Kabelbahn-System soll sich nach Verwirklichung der „R. B. J.“ sehr gut bewähren und wird von diesen Fachleuten als das Zukunfts-System für Untergrundbahnen erklärt. —

Humoristisches.

— Im Lande der Erinnerungen. Der verstorbene Cellist J. . . in Berlin hatte, so erzählt die „N. Musikztg.“, eine Mazurka für sein Instrument komponiert, deren Thema allzu kräftig an eine bekannte Melodie aus dem „Troubadour“ erinnerte. Im Begriff, das Stück einem Bekannten zu übersenden, war er um ein paar Worte der Widmung verlegen. „Schreibe Dir nicht lange den Kopf“, meinte ein anwesender Freund, „schreibe einfach: Zur freundlichen Erinnerung an den „Troubadour!“ —

— Serenissimus besuchte die Findelanstalt seiner Residenz. Auf die Frage, womit denn hier die Kinder ernährt würden, wird ihm die Antwort: „Mit sterilisierter Milch.“ — „Ja, gut“, meinte Serenissimus, „allein wie werden denn die Ammen sterilisiert?“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Bei Witten wurde am Sonnabend eine heftige Erdbewegung wahrgenommen, die auf den unter der Stadt betriebenen Bergbau zurückgeführt wird. —

— Im Jahre 1897 haben in Ungarn 1841 Personen ihren Namen magyarisieren lassen. —

y. Im Dorfe Pyszkow (Russisch-Polen) entlud sich während eines heftigen Schneesturms ein Gewitter, während dessen ein Blitz von dem ersten Haus an der Grenze des Dorfes an fast über und zum theil durch alle Häuser hinwegfuhr und die Fenster und Hausgeräthschäften zertrümmerte. Auf seinem langen Wege hat der Blitz nur zwei Frauen betäubt und nirgends gezündet. —

— In der Feuerwerkerschule zu Bourges (Frankreich) wurden durch eine Explosion ein Mann getödtet, drei schwer verletzt. —

— Bei einem Tumult in Homadan (Persien), der infolge eines Streites zwischen den Parteigängern zweier rivalisirender Priester entstand, wurden 27 Personen getödtet. —

— In Indien nimmt die Agitation gegen das neue Pestreglement, das die Empfindlichkeit der Hindus verletzt, zu. Die Sterbefälle häufen sich, da die Krankheit bössartiger wird. —

— Nach einer bei Loyds in London eingegangenen Meldung aus Malassar ist der holländische Dampfer „Gouverneur-Generaal“ bei Saleijer (bei Celebes) gänzlich verloren gegangen. Sämmtliche Passagiere, sowie die ganze Mannschaft wurden gerettet und in Malassar aus Land gesetzt. —

— Das von der Familie Vanderbilt beherrschte Eisenbahnnetz hat eine Länge von mehr als 20 000 englischen Meilen, ein Zehntel der Gesamtlänge aller nordamerikanischen Bahnen. Das in diesen Bahnen engagierte Kapital beträgt 1281 Mil. Dollars, also ungefähr so viel, wie die amerikanische Staatsschuld. Direkt auf den Linien beschäftigt sind 500 000 Männer, Frauen und Burschen. 500 000 weitere sind in den Fabriken beschäftigt, die zur Bahn gehören, so daß im ganzen gegen 3 Millionen Menschen von den Vanderbilt's abhängen. —

— Die größte Zuckerrabrik der Welt errichtet gegenwärtig der amerikanische „Zuckerkönig“ Klaus Spreckels in Salinas (Kalifornien). Das Hauptgebäude von 5 Stockwerken ist 582 Fuß lang und 102 Fuß tief; das Kesselgebäude, 560 Fuß lang, 70 Fuß tief und 22 Fuß hoch, enthält 12 Kessel und zwei Stahlhornsteine von je 216 Fuß Höhe und 14 Fuß Durchmesser. —